

Unsere Jugend – alles «Super-Opportunisten»?

Erwachsen werden Der Übergang vom Jugendalter in den Erwachsenenstatus verschiebt sich immer weiter nach hinten

VON MIRJAM HAUSER

Eine neue gesellschaftliche Gruppe hat in den letzten Jahren die Bühne betreten: die Twenty-Somethings. Es ist noch nicht so lange her, da unterschied die Gesellschaft einzig zwischen Kindheit und Erwachsensein. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg differenzierten sich zwei weitere Lebensphasen heraus: die der Senioren und Jugend. Heute spricht vieles dafür, die Jugendphase noch einmal aufzuteilen, nämlich in eine Zwischenetappe von der Jugend zum Erwachsenenalter. Gemeint sind Menschen zwischen 20 und 30 Jahren, die Twenty-Somethings. Offiziell sind sie erwachsen, aber ein beträchtlicher Teil verhält sich ganz und gar nicht «erwachsen». Amerikanische Sozialforscher haben diesem Phänomen auch schon einen Namen gegeben: Emerging Adulthood. Die Phase ist gekennzeichnet durch Ausbildung, Reisen gehen, Arbeiten, Zweitausbildung, mit Freunden und dann wieder bei den Eltern wohnen, den einen und dann wieder einen anderen Karriereweg testen. Dadurch haben sich die Twenty-Somethings den Vorwurf ausgesetzt, dass sie verantwortungsscheu, unselbstständig und auf sich selbst bezogen, wenn nicht gar narzisstisch seien. Warum fällt es den heutigen Twenty-Somethings so schwer, «erwachsen» zu werden?

NUN GIBT ES keine verbindliche Reife- oder Altersschwelle für den Übertritt ins Erwachsenenalter. Zwar werden gewisse Bereiche des Erwachsenseins im Sinne von einem selbstständigen Mitglied der Gesellschaft heute sehr früh erreicht – man denke nur an den Konsum oder politische

Das Prekäre ist das zentrale Merkmal dieser Generation: Alles kann sich sofort ändern.

Wertorientierung. Aber andere Bereichen wie Berufstätigkeit, finanzielle Selbstständigkeit und die Bildung von Familienstrukturen schiebt sich immer häufiger bis Ende 20 oder gar Anfang 30 hinein.

DIE HEUTIGE GENERATION der Twenty-Somethings wurde in ihrer Kindheit und Jugend geprägt durch gemeinsame Erfahrungen, die man auf drei Ebenen zusammenfassen kann. Erstens, wurden sie von ihren Eltern seit sie klein waren dazu ermuntert, das zu tun, was ihnen Spass macht. Daraus entwickelt sich ihr Glaube auf das Recht eines ganz persönlichen Lebensentwurfs – Selbstverwirklichung ist für sie selbstverständlich. Zweitens sind die Prinzipien der Leistungsgesellschaft tief in bei ihnen verankert. Sie wissen, theoretisch haben alle die gleichen Chancen in Ausbildung und Beruf, mit genügend Fleiss und Anstrengung erreicht jeder ein erfülltes Leben. Das erklärt umgekehrt den hohen Druck, der auf den jungen Menschen lastet. Und drittens erfahren die Twenty-Somethings aus den Krisen der Nullerjahren: Nichts ist mehr sicher. Seit 9/11 ist auf die Weltsicherheit kein Verlass mehr, Umweltbedrohungen wie der Klimawandel gehören zum Selbstverständnis dieser Generation und die Finanz-/Wirtschaftskrise hat ihnen gezeigt, dass nicht einmal mehr auf den Markt Verlass ist. Das Prekäre ist also das zentrale Merkmal dieser Generation – und zwar «prekär» im Sinne von instabilen Lebensverhältnissen, die sich jederzeit ändern können.

WAS MACHT DIESE GENERATION mit der Unsicherheit? Twenty-Somethings haben Wege gefunden damit umzugehen – wir unterscheiden zwei Typen. Die Strategie der «Ge-



Szene aus dem Kinofilm «Reality Bites» über die schwierige Zeit zwischen Uni-Abschluss und Leben. CINETEXT

nügsamen» ist es, sich nicht über Gebühr anstrengen. Sie senken ihre Ansprüche und geben sich mit dem zufrieden, was ihnen das Leben ohne allzu grosse Anstrengung bietet. Sie versuchen also, den Ist-Zustand zu bewahren. Mit dieser Strategie riskieren die «Genügsamen», künftig mit weniger Wohlstand zu leben als ihre Eltern. Die anderen kämpfen ums Vor- und Aufwärtskommen: Das ist die Strategie der Super-Opportunisten. Sie schieben das Erwachsenwerden hinaus, indem sie länger ausprobieren, sei das in der Ausbildung, im Beruf, in der Liebe oder in der Wohn- und Lebensform. Dadurch folgen sie auch nicht mehr zwingend klassischen Ausbildungs- und Familienverläufen, sondern schieben Zwischenphasen ein oder machen bestimmte Entwicklungsschritte temporär rückgängig (wie der Auszug aus dem Elternhaus). Die Lebensphase kennzeichnet sich folglich dadurch, dass sie zu einer Art Labor des Experimentierens für neue Formen der Lebensbewältigung geworden ist.

SUPER-OPPORTUNISTEN profitieren von den vielseitigen Bildungs- und Weiterbildungsmöglichkeiten und sammeln bei längeren Reisen, Praktika- und Volunteer-Einsätzen in der Schweiz oder im fernen Ausland wertvolle Erfahrungen. Allzu viele Optionen können auch ein Fluch sein – sich festzulegen, fällt ihnen schwer. Die permanente Entscheidungsfindung ist letztlich anstrengend, ermüdend und manchmal sogar überfordernd. Natürlich ist es ein

«Luxusproblem», wenn man sich vor lauter Optionen den Kopf darüber zerbricht, wo und wie man sich am besten selbstverwirklichen kann, und zu diesem Zweck Entscheidungen, wie einen bestimmten Lebensweg einzuschlagen, auf unbestimmte Zeit hinausschieben kann. Aber heute ist der gesellschaftliche Druck zu reüssieren deutlich höher, als dies früher der Fall war. Die Erwartungen

Es liegt an ihnen, etwas daraus zu machen: Aus der Möglichkeit der Selbstverwirklichung wird der Druck zur Selbsterfindung.

an die Twenty-Somethings sind hoch – immerhin haben sie ja alle Möglichkeiten, es liegt also an ihnen allein, etwas daraus zu machen. So wächst aus der Möglichkeit zur Selbstverwirklichung der Druck zur Selbsterfindung.

Oder wie das eine Twenty-Something in eigenen Worten sagt: «Ich weiss oft gar nicht, wo ich hin will. Ich habe eine kurzfristige Idee von der Zukunft – früher hiess das maximal sechs Monate im Voraus denken, heute bin ich immerhin schon bei einem Horizont von etwa zwei Jahren angekommen. Wer bin ich? Was will ich sein? Und ist das, was ich sein will, auch das, was ich sein soll? Das ist eine meiner grössten Schwierig-

keiten. Auch weil ich ja alles sein kann – und alle sagen: «Die Welt steht dir offen, mach was draus!»»

SUPER-OPPORTUNISTEN investieren viel in ihre Ausbildung, sind daher selbstbewusst und erwarten viel von der Arbeit. Inhaltlich wollen sie gefordert werden, die Tätigkeiten sollen spannend und abwechslungsreich sein. Nicht wenige wollen sich in der Arbeit verwirklichen können. Der Job soll auch Spass machen und befriedigend sein – Routine ist ein Motivationskiller. Mit inkompetenten Mitarbeitern oder Vorgesetzten tun sich die stark lernorientierten und mit einer guten Sozialkompetenz ausgestatteten Super-Opportunisten schwer. Sie suchen eine sinnvolle Arbeit, wollen also mit ihrer Tätigkeit der Gesellschaft etwas zurückgeben. Auch das Arbeitsklima ist wichtig, dazu gehört ein harmonisches Umfeld und gegenseitiger Respekt. Man erwartet einen Vertrauensvorschuss, um selbstständig arbeiten zu können – Flexibilität bei der Arbeitseinteilung und -ausführung ist zentral. Ein hohes Engagement ist aber nicht gleichzusetzen mit der Idee, sich einzig und allein über die Arbeit zu definieren. Die wenigsten jungen Menschen glauben heute an so etwas wie eine Arbeitsplatzsicherheit. Das wirkt sich umgekehrt auf ihre Loyalität aus: Da sie nicht daran glauben, dass sie je eine Stelle ein Leben lang auf sicher haben, gibt es für sie umgekehrt keinen Grund, dem Arbeitgeber die Stange auf ewig zu halten.

EINE ZENTRALE ROLLE spielt hier die Kommunikation: Gute Betreuung und Rückmeldungen sind essenziell. Im Gegenzug dafür, dass sie engagiert sind, kritisch mitdenken und Vorschläge einbringen, verlangen sie nach schnellem Feedback. Ein Mitarbeitergespräch einmal pro Jahr genügt ihnen bei Weitem nicht. Sie zu betreiben, mag aufwändig sein, aber es lohnt sich. Denn die Super-Opportunisten haben einige Stärken: Sie können sehr gut mit vielen Informationen umgehen. Sie sind fit, schnell, technisch gewandt. Sie besitzen ein grosses Mass an Offenheit und Ehrlichkeit. Sie können sich sehr gut selbst organisieren und kollaborieren (was der Logik der «Social Networks» entspricht) und agieren aus eigenem Antrieb. Für einen tollen Job sind sie auch zu Abstrichen und Einschränkungen bereit. Nur ihre Flexibilität würden sie nie hergeben.

ALLES IST ANDERS: Super-Opportunisten machen aus der Not der Unsicherheit die Tugend des Experimentierens. Beim Anpacken von Gelegenheiten formulieren sie immer einen Plan B. Auch wenn sie einen Lebens- oder Berufsweg eingeschlagen haben, überlegen sie sich eine Exit-Strategie, sollte Plan A scheitern. Dadurch lernen sie, mit Ungewissheit, mit Unsicherheit und Fehlentscheiden umzugehen. Das wird in absehbarer Zeit die gängige (heute oft noch negative) Vorstellung vom Scheitern verändern. Super-Opportunisten leben vor, dass Neu- und Umorientierungen im Leben dazugehören und positiv sein können. Dadurch werden Brüche, wird Scheitern selbstverständlicher und ist entsprechend auch

Exit-Strategien und Experimente in Berufs- und Privatleben werden in Zukunft zur Norm.

gesellschaftlich mehr und mehr akzeptiert. Der Massstab für eine gelungene Entwicklung ist dann nicht mehr zwingend ein möglichst geradliniger Lebenslauf (Schule, Ausbildung, feste Stelle, Familie ...). Exit-Strategien und Experimente in Beruf und Privatleben werden so in naher Zukunft zur gesellschaftlichen Norm.

Doch, wer stets eine Exit-Strategie im Kopf hat, tut sich schwer, zur Ruhe zu kommen. Und all die Optionen und Experimente nützen einem wenig, wenn sich daraus später nichts ergibt. Die Super-Opportunisten sind sich dessen bewusst – das erhöht den Druck in Zeiten, in denen sie ohnehin schon Mühe haben, sich zu orientieren. Der Super-Opportunist ist letztlich kein gänzlich neuer Mensch – offene, neugierige und experimentierfreudige Zeitgenossen gab es schon immer. Aber Super-Opportunisten sind Opportunisten mit ethischen und moralischen Ansprüchen – das ist ein Widerspruch in sich und einer, den es vor zehn Jahren in dieser Ausprägung noch nicht gab.



Mirjam Hauser ist Trendforscherin am GDI Gottlieb-Duttweiler-Institut in Rüslikon und analysiert Veränderungen in Gesellschaft, Konsum

und Ernährung. – Zum Weiterlesen: Mirjam Hauser, Martina Kühne, Aurelia Ehrensperger (2011). Die Super-Opportunisten – warum Twenty-Somethings das Experimentieren zum Lebensstil machen. GDI-Studie Nr. 37. (In Zusammenarbeit mit Linkqualitative).